

Ana Kordsaia-Samadaschwili

Wer tötete Tschaika

Roman

160 Seiten, Bakur Sulakauri 2013

Leseprobe

Übersetzung aus dem Georgischen: Sybilla Heinze

Lektorat: Rachel Gratzfeld

Ein vielschichtiger, leichtfüßiger Roman, mit ProtagonistInnen, die aus einem Almodóvar-Film stammen könnten, die aber typische Tbilisser und Tbilisserinnen sind, Teil ihrer Stadt und deren Geschichte. Das Kriminalelement ist ein Kniff für das äußerst spannende Enthüllen eines Panoramas ungewöhnlicher Lebensgeschichten und Figuren aus drei Generationen, die geprägt sind von einem ganz bestimmten historischen Kontext, den 70 bis 80 Jahren sowjetischer und postsowjetischer Realität. Der Roman ist ein Plädoyer für die Möglichkeit verschiedenster Lebensentwürfe und für Toleranz, Freundschaft und Zusammenhalt. Und Kordsaia malt ein liebevolles, auch nostalgisch-schmerzliches Bild der bröckeligen Gegenwart in Georgien.

Mami, liebe Mama, hilf mir doch,
hilf mir doch, Mami, liebe Mama ...

Gebet einer ungläubigen Waise

Einleitung

Sonntags früh am Morgen sind auf der Straße nur Straßenkehrer, Männer, die sich aus dem Haus der Geliebten schleichen, und junge Kirchgängerinnen unterwegs. Und Hundebesitzer.

Teso ist Hundebesitzer.

Vor zehn Jahren hatte Teso bemerkt, dass ihm die Haare ausfielen und er dick wurde. Das gefiel ihm gar nicht. Ein Glatzkopf und Fettwanst. Teso fand das unerträglich.

Teso probierte alles Mögliche aus, aber nichts half - das ausgefallene Haar kam nicht wieder. Deshalb rasierte er sich den Kopf blank.

Zur Bekämpfung des Übergewichts kaufte sich Teso einen Hund, in der Hoffnung, dem Tier zuliebe früh aufzustehen und viel herumzulaufen, wenn nicht sogar herumzurennen. Auch das ging daneben: Zum Hundebesitzer avancierte seine Frau. Sie nannte die russische Spanielhündin Peppi „Schatzi“, umsorgte sie liebevoll und ging natürlich auch mit ihr spazieren. Trotzdem wurde Peppi innerhalb kürzester Zeit sehr dick und dermaßen faul, dass Spaziergänge ihr keine Freude mehr machten.

Teso seinerseits hatte an Peppis Anblick keine Freude mehr. Als seine Frau schwanger wurde, keimte in ihm die

Hoffnung auf, sie würde sich von der Hündin trennen wollen, aber nein – Mamis Liebling wurde nicht aufgegeben. Selbst die Geburt des zweiten Kindes tat der Liebe zu der Hündin keinen Abbruch, und so lebten sie also: Teso, seine Frau, die hoch aufgeschossene Tiniko, die kleine Lisiko und die dicke, faule und vom Grauen Star geplagte Peppi.

Dieser Morgen war für Teso ein Graus. Die „großen Mädels“ waren zur Erholung ans Meer gefahren und hatten ihm Lisiko und Peppi dagelassen, die die Großmutter am Abend zu sich ins Sommerhaus mitnehmen sollte. Teso redete sich gut zu: Ein Tag, was ist das schon, das halt ich schon aus, aber dennoch war er irgendwie angefressen. Nicht, dass er Lisiko nicht lieb gehabt hätte, und mit Peppi kam er auch zurecht, aber trotzdem ...

Es dämmerte und Peppi begann an der Tür zu winseln.

„Sie wird sich schon gedulden“, dachte sich Teso, der in den frühen Morgenstunden sehr schlecht geschlafen hatte.

Peppi war da anderer Meinung und nervte einfach weiter. Teso stand auf. Ehe er ein sauberes Hemd gefunden, die Schnürsenkel gebunden und die Hundeleine aufgetrieben hatte, war auch Lisiko aufgewacht. Sie kam in den Flur, stellte mit einer für ihr kindliches Alter und Aussehen ungewöhnlich tiefen Stimme klar, sie wolle ebenfalls Gassi gehen, und hatte ihre Schuhe schneller an als Teso.

Was blieb ihm anderes übrig: Teso, Lisiko und Peppi gingen gemeinsam aus dem Haus.

„Wofür brauchst du die denn?“, fragte Lisiko und zeigte auf die Hundeleine.

„Wenn wir unten sind, werde ich sie ihr anlegen“, antwortete Teso, „damit sie nicht ausreißt.“

„Wer, Peppi?“ Lisiko musste lachen.

Teso warf einen Blick auf die Hündin.

Auch wieder wahr, dachte Teso, aber zu leichtfertig wollte er auch nicht sein. „Ich mache sie trotzdem dran“, erwiderte er.

Lisiko zuckte nur mit den Schultern.

Allzu weit kamen sie nicht: Auf der gegenüberliegenden Straßenseite, vor einem dreistöckigen Haus, das wie durch ein Wunder noch stand, hockte sich Peppi unter eine alte Akazie.

Teso wandte sich ab. Irgendwie war es ihm peinlich.

Nur gut, dass die Straßen noch leer sind und mich niemand sieht, dachte er.

Da stand also Teso, musterte das Haus und dachte nach, dann kam ihm der Gedanke, dass er an jenem Morgen irgendwie auf andere Art dachte, nämlich „in Worten“, wie er seiner Frau später erzählte:

‘Bald wird es einstürzen. Oder sie reißen es ab. Wenn sich jemand drum kümmern würde, wäre es eigentlich ganz hübsch. Aber es kümmert sich keiner drum ... Also wird es einstürzen.’

„Papa!“

Teso schreckte aus seinen Gedanken hoch.

Lisiko stand an einem Fenster, klammerte sich mit den Händen ans Gitter und schaute hinein.

Das war Teso noch peinlicher.

„Geh da weg, Mädchel!“, rief er und eilte zu ihr.

„Papa, schau mal!“ Lisiko ließ nicht vom Fenster ab.

„Papi, da liegt eine Frau! Wie hingeworfen! Au weia, die sieht ja aus, schau mal, Papi!“

Erstes Kapitel

Gleich beim Betreten des Hauses war Wato klar, dass er in einen Schlamassel geraten war. Die Wohnung unterschied sich in nichts von den Wohnungen anderer Mordopfer – die Frau war getötet worden, was sonst! Trotzdem beschlich ihn ein irgendwie ungutes Gefühl.

Ich hätte auf Natia hören sollen, dachte Wato, in der Türkei hätte mich kein Schwein ans Telefon gekriegt ...

Die Wohnung hatte keinen Vorraum: Man öffnete die Tür und stand gleich in einem langen, niedrigen Zimmer. Wato war gesagt worden, sie sei offen gewesen. Das Schloss hatte seinen Namen ohnehin nicht verdient: Jeder, der sich einigermaßen damit auskannte, hätte es mit einem Messer öffnen können.

Im Zimmer stand ein verglaster Bücherschrank, alt und erbarmungswürdig: Vorn fehlte ihm ein Bein, stattdessen waren Bücher daruntergeklemmt. Wato hockte sich hin, kniff ein Auge zu und las: Lion Feuchtwanger.

In der Mitte des Zimmers ein runder Tisch, auf dem Tisch ein weißes Tischtuch, darauf ein Tablett mit Obst und irgendwelchem Krimskrams.

Dazu später, dachte Wato, der noch am Bücherschrank stand.

Die Uhr tickte. Es war eine alte, billige mit Pendel, obendrauf wackelte eine Katze mit den Augen: tick-tack, tick-tack. Eines der Uhrgewichte in Tannenzapfenform fehlte, an seiner Stelle hing ein Vorhängeschloss.

Die Sonne fiel hell durch zwei vergitterte Fenster ins Zimmer. Offenbar hatte das Kind von dort hereingeschaut. Auch an diesem Morgen war es schon sehr heiß. Auf den

Fensterbrettern standen unzählige Blumentöpfe, in manchen befanden sich Blumen, in anderen allerlei Kram - Besteck, Papierrollen und ähnliches.

Dazu später, dachte Wato.

Auf einem abgenutzten Samtsofa neben der Eingangstür lagen Kissen und ein genauso abgenutztes Buch, „Alice im Wunderland“, eine alte Ausgabe - so eine hatte auch Wato als Kind besessen, nur nicht gelesen.

Am Fenster stand ein Sessel, darauf ein Haufen Bügelwäsche. Zwischen den Fenstern hing ein gerahmtes Foto.

Dazu später.

Dort wollte er sich erst mal noch nicht umsehen. Rechterhand, bei einer der Türen, die aus dem Zimmer führten, waren die anderen Männer zugange. Die Vorstellung, dort hinzugehen, machte ihm Angst.

Gleich als er aus dem Auto gestiegen war, hatte Sergo ihm erklärt:

„Sie ist mit einem Bügeleisen ermordet worden. Man hat ihr den Schädel eingeschlagen. Das Bügeleisen lag noch da.“

Wato hatte Angst vor Blut. Nein, nicht direkt Angst vor dem Blut an sich. Eher wurde ihm beim Anblick von Blut schlecht, und davor hatte er Angst.

Ich muss kotzen, dachte Wato, und schon wurde ihm übel.

„Hier.“ Sergo reichte ihm eine Mappe, auf deren altem Pappumschlag „Schnellhefter“ stand. Wato klappte sie auf. Es waren sehr schöne Buchstaben; für das erste Wort, die Überschrift, war besondere Sorgfalt aufgewendet worden:

„Testament.“

Bei Sergos vielsagendem Blick wurde Wato noch flauer im Magen. Er versuchte, nicht zur Seite zu schauen,

durchschritt das Zimmer, öffnete die Tür des kleinen Schlafzimmers, stellte sich ans Fenster und begann zu lesen.

In Anbetracht dessen, dass mein Bruder, Dimitri M., ein beispielloser Nichtsnutz ist (sagt ihm das unbedingt) und ich mir sicher bin, dass ihm weder der Hunger- noch der Kältetod droht, in Anbetracht dessen, dass seine im Stillen mein Ableben herbeisehnenden Kinder, Nichtsnutze wie ihr Vater, mir ebenfalls völlig egal sind, sowie in Anbetracht dessen, dass der Mensch (in diesem Falle ich, Elisabeth M.) sterblich ist, zumal, wie ein wunderbarer Mann (oder wer auch immer) einmal gesagt hat, unerwartet sterblich ist, schreibe ich ein Testament. Wer es genau wissen will, wird feststellen, dass ich höchstpersönlich schreibe (siehe als Vergleich meine handschriftlichen Notizen in den Büchern) und meines Erachtens bei klarem Verstand bin und völlig nüchtern - als Beweis findet ihr in meine Papieren ein Dokument, aus dem hervorgeht, dass mich einen Monat vor Verfassen dieses Schriftstücks ein Hund gebissen hat, mir was gegen Tetanus und noch allerhand anderes Dreckszeug verpasst wurde und ich mich deshalb, selbst wenn ich wollte, nicht betrinken kann. Aus obigen Gründen konstatiere ich hiermit: Da laut Gesetzgebung meines Landes 25 (fünfundzwanzig) Prozent meines Eigentums meinem nächsten, wenn auch fiesesten Verwandten zustehen, gebt (oder lasst geben - wie ihr wollt) meinem Bruder, Dimitri M., nach meinem Ableben das in meinem Besitz befindliche Sommerhaus in Nigosa, dessen Dokumente ihr ebenfalls in den Papieren findet; den Notar aber, der ihm vermutlich Haus und Hof überschreiben wird,

beauftragte ich, nach Abschluss der Formalitäten zu
Dimitri M. zu sagen: "Erstick dran, du Lump!"
Das übrige Eigentum, all mein Hab und Gut, vermache ich
Alexander Todua, welcher mein Leben zu einem Fest gemacht
hat, Nigosa sowieso hasst und ihm deshalb nicht
nachtrauern wird.
Wo und wie ihr mich begrabt - mir scheißegal.
Hochachtungsvoll
Elisabeth M.

Dazu Datum und „Tbilissi“.

So eine Idiotin, dachte Wato, das hat mir gerade noch
gefehlt.

„He, wo soll's denn hingehn?“, hörte er Sergo brüllen, und
dann hagelte es Schimpfwörter.

Ein Junge stürzte ins Zimmer. Als er Wato erblickte,
stellte er sich ans Kopfende des Bettes.

Noch so ein Idiot, schlussfolgerte Wato.

Dem jungen Mann, oder eher Jungen, sah man auf den ersten
Blick nichts an. Aber nur auf den ersten Blick oder, genauer
gesagt, von Weitem, also bevor man ihn genauer betrachtete.

Der Junge - groß, kräftig und braungebrannt - hatte einen
ratzekahl geschorenen Kopf, trug Jeans, ein schwarzes Hemd
und Turnschuhe. Nun ja ... an den Ohren funkelten Ohringe und
an den Fingern Fingerringe. Seine Jeans waren ein bisschen
zu kurz und zu weit, das Hemd zu klein, die Ärmel wie mit
der Schere abgeschnitten. Die Turnschuhe trug er an den
nackten Füßen. Er war nicht einfach braungebrannt, er war
eine ungewöhnlich dunkelhäutige Gestalt undefinierbarer
Herkunft. Die Krönung des Ganzen war seine riesengroße

Tasche - ein großer, schwarzer Beutel, an dem allerlei unnütze Dinge hingen: Perlen, Ketten, Federn ... Der Schwarze drückte seinen Beutel an die Brust, und als Sergo ihm sagte, er solle ihn auf das Bett legen, schüttelte er heftig den Kopf. Er hatte große schwarze Augen und lange Wimpern. Wato erschrak zunächst und dachte: Ist der etwa geschminkt oder doch nicht?!

Wato stellte sich vor. Der Junge starrte ihn an. Sagte nichts. Stand da, drückte die Tasche an die Brust und starrte Wato an. Weder feindselig noch freundlich. Schwer zu sagen, ob er etwas verstand oder nicht.

Was ist das denn für einer, dachte Wato.

„Wie heißen Sie?“

„Lassen Sie mich gehen“, sagte der Junge dumpf, „ich bitte Sie, lassen Sie mich gehen, mir ist schlecht.“

„Gut“, sagte Wato und fasste ihn am Arm. Der Junge entzog sich und blieb einfach wieder stehen.

„Mitkommen!“ Wato wurde ein wenig ungeduldig.

Sergo hielt das nicht aus.

„Komm mit, Junge! Hey!“ Er gab ihm einen leichten, aber bestimmten Schubs mit der Hand.

Plötzlich kauerte der Junge sich ans Bettende, er krümmte sich zusammen und igelte sich ein. Die Tasche hielt er immer noch an die Brust gepresst, verbarg aber nun sogar sein Gesicht darin. Auf seinem Kopf war ein Tattoo zu erkennen, eine Sonne.

„Junge!“

Aus dem Vorzimmer drang Stimmengewirr.

„Elitschka! Ach, Mädels, Elitschka!“, schrie eine Frau und sagte noch irgendetwas, aber was, blieb im Unklaren, die Polizisten verstanden ihre Sprache nicht.

„Madame, das geht aber nicht!“, brüllte Sergo.

„Toma!“, schrie der Junge plötzlich, sprang blitzschnell auf, stieß Sergo, der an der Tür stand, weg und stürzte hinaus ins Wohnzimmer. „Toma, hilf mir, Toma!“

„Mein Sandro!“, schrie die Frau.

Wato rannte los. Zum Glück hatte er es ja nicht weit.

In der Mitte des Zimmers, am Tisch, stand eine Frau, um die fünfzig, stämmig, mit dickem Arsch und langer Nase. Auch sie war sehr dunkelhäutig, aber nicht sonnengebräunt, sie schien von Geburt an so zu sein. Sie trug ebenfalls Jeans und ein schwarzes Hemd, und ihr graues Haar war genauso raspelkurz. Zu ihren Füßen stand die gleiche große, schwarze Tasche.

Eine Sekte, ich fass es nicht, dachte Wato.

Die Frau umarmte Sandro und sah Wato böse an.

„Madame ...“, begann Wato.

„Raus hier!“, schrie Sergo sie an.

„Hey, was soll der Scheiß? Wer bist du denn?“, fuhr die Frau ihn an, ohne Sandros Hand loszulassen. „Was heißt hier `raus´? Hau du doch ab!“ Die Frau hatte eine furchtbare Stimme. Wato wand sich vor Verlegenheit.

Toma, das Weibsbild, zeterte weiter.

„Ja, hau ab! Siehst du nicht, dass das Mädchen tot und der Junge durchgedreht ist? Hau ab!“

Dann schaute sie auf Sandro und schrie:

„Meine Güte, Elitschka!“

„Gut“, sagte Wato, „schon gut. Wir beruhigen uns jetzt alle und gehen raus. Okay?“

„Okay.“ Toma war plötzlich einverstanden, legte Sandro, der den Kopf an ihrer Brust vergraben hatte, die Hand auf den Rücken und sagte sanft zu ihm: „Bleib nur so, wir gehen einfach rückwärts raus.“

So gingen sie also hinaus: Toma als Zweite, Sandro an sie geschmiegt, ohne den Kopf zu heben. Zurück blieb nur die schwarze Tasche.

„Die Tasche, Madame!“, rief Wato ihr nach.

„Nimm du sie, wirst dich schon nicht dran totschieben!“, schallte es vom Eingang her.

Im Treppenhaus lösten sie sich endlich voneinander. Der Junge reichte Toma mit zittriger Hand eine Schachtel Zigaretten. Sie nahm zwei Stück heraus, steckte dem Jungen eine davon in den Mund und fischte ein Feuerzeug aus ihrer Hosentasche.

Sie qualmten los.

Sergo zuckte mit den Schultern und kehrte in die Wohnung zurück. Wato blieb bei ihnen.

„Hast du dich beruhigt?“, fragte er den Jungen.

Der Junge nickte.

„Was ist denn mit dir los?“

Der Junge wiegte den Kopf.

„Was hast du denn da so Besonderes in der Tasche?“

„Was man zum Wohnungsputzen so braucht“, antwortete ihm Toma, „und einen Kittel.“

„Sie habe ich nicht gefragt“ - Wato war mittlerweile sehr gereizt - „sondern dich.“

„Nichts“, murmelte Sandro und blickte auf seine Tasche, „aaalso ... hier, Toma, die ist übrigens für dich.“

Toma staunte. „Was soll ich damit?“

„Nun, was soll Elitschka denn noch damit?“

Sergo trat heraus und brüllte: „Junge, was hast du nun für 'n Scheiß in der Tasche da? Gib das jetzt her!“

„Da!“ Der Junge warf plötzlich die Tasche nach Sergo. Der bringt ihn um, schoss es Wato durch den Kopf, doch dann begriff er, dass die riesige Tasche sehr leicht sein musste.

Sergo fing die Tasche auf und stellte sie auf den Boden. Die Tasche klirrte.

Diese Perlen und Ketten, dache Wato, was für ein Klimbim.

Die Tasche war oben wie ein Sack zugebunden. Während Sergo sie öffnete, schaute Sandro zur Seite und rauchte verbissen. Seine Hände zitterten nicht mehr. Toma hockte sich neben Sergo.

„Vorsichtig, verstanden?“, sagte sie zu dem Polizisten.

Sergo brummte irgendetwas und leerte die Tasche einfach auf dem Fußboden des Treppenhauses aus. Toma sagte einen langen Satz in einer fremden Sprache - nichts Gutes, vermutete Wato - und richtete sich schwerfällig auf.

Auf dem Boden lagen Kleidungsstücke, bunt, glitzernd und schimmernd. Sergo nahm jedes einzeln in die Hand und tat es zurück in die Tasche: bestickte Kleider, gerüschte Chiffonröcke, Seidentücher, Atlaskorsetts ...

„Das soll für mich sein?“, fragte Toma. „Wofür brauch ich so was?“

„Deine Mädels mögen das doch ...“, erwiderte Sandro.

„Ja ... Das werden sie lieben ... Wie schön ...“ Toma konnte die Augen nicht von den Kleidern wenden. Dann kam sie plötzlich

wieder zu sich: „He, tu sie vorsichtig wieder rein, vorsichtig! He!“

„Wofür brauchtest du die?“, wandte sich Wato an Sandro.
„Oder Elisabeth? Und überhaupt, was ist das eigentlich?“

„Ich hab sie das ganze Jahr über gesammelt ...“ Sandro steckte den Zigarettenstummel in die Schachtel und die Schachtel zurück in die Hosentasche. „Klamotten, die keiner mehr braucht ...“ Er schaute zu Wato und sein Kinn fing an zu zittern. „Ja genau, alte Klamotten sind das.“

Zweites Kapitel

Sandro war ein Unglücksrabe. Er hatte Pech auf der ganzen Linie. Er war in Tbilissi zur Welt gekommen, sein Vater war General und er selbst homosexuell. Und als wäre das nicht schon schlimm genug gewesen, setzte die Vorsehung noch einen drauf. Der sowieso schon verbitterte Sandro litt unter heftigen Angstzuständen, und nichts und niemand konnte ihm helfen. Sandro wusste selbst am besten, warum er Angst hatte, und er wusste auch, dass seine Angst unbegründet war, aber er hatte sie nun mal und damit basta!

Dafür brauchte man keinen Psychotherapeuten. Sandro konnte sich auch ohne Seelenklempner klar an den Tag erinnern, als seine Mutter aus Moskau zurückgekehrt war und den Koffer geöffnet hatte. Er war leer gewesen bis auf zwei Gegenstände, deren echt georgischer Name viel zu vulgär klingt, und deshalb nennen wir sie einfach so: Rollerblades.

Es waren überaus schöne Rollerblades. Nicht etwa Rollschuhe, wie seine Mutter sie als Kind gehabt hatte, diese vierrädrigen, die man über die Schuhe ziehen und mit komischen Riemen festbinden musste. Es waren echte, rote Rollerblades, deren Plastikräder genau für das Charpuchi-Viertel abgezählt zu sein schienen – sie ratterten noch nicht mal auf dem Kopfsteinpflaster ... Der kleine, dicke Sandro zog Ringelsocken an und schob klopfenden Herzens die Füße hinein. Das Herzklopfen ging vorbei, er zitterte vor Glück. Klack-klack! Fertig!

Sandro lehnte die Hilfe der Mutter ab – „Selber!“ – und stieg sehr mühsam allein die Treppe hinunter: Er klammerte sich ans Geländer und stellte die Füße quer. Im Treppenhaus

unten richtete er sich auf, winkte der Mutter, die in der Tür stand, und fuhr los.

Es war ein sonniger Tag. Auf der Pflasterstraße lagen dürre, abgebrochene Akazienzweige. Auf der gegenüberliegenden Seite hatte eine Frau Topfpflanzen herausgestellt und goss einen dermaßen großen Wasserschwall darüber, dass normalerweise kein einziger Stängel hätte überleben dürfen. Bei Sandros Anblick lebte die Trauergemeinde, die sich bei der kürzlich verstorbenen alten Nachbarin versammelt hatte, auf und schickten ihm anfeuernde Rufe nach, und Sandro, voller Stolz, rollte und lief, von rechts nach links, von links nach rechts ... Alle schauen auf mich! Wie toll!

„Schau, Mama, wie toll!“

Die Mutter stand da und schaute ihm strahlend zu. Sie lächelte nur so lange, bis man aus dem Nachbareingang „Olias tote, hässliche und böse Oma herastrug“ (Zitat aus dem nach so vielen Jahren immer noch erregten Monolog des mittlerweile erwachsenen Sandro) und Sandro, weiß Gott warum, die Richtung änderte und dem vordersten Sargträger in die Beine fuhr.

„Bist du wirklich auf sie draufgestürzt?“, fragte ihn Elo.

„Sie lag auf mir drauf“, stellte Sandro klar.

Seitdem hatte Sandro Angst vor Särgen und allem, was mit Särgen zu tun hatte: vor Toten, Leichentüchern und, was am schlimmsten war, vor Priestern, flackernden Kerzen und Kirchengesängen – und an Letzterem führt, wie ihr wisst, in Georgien kein Weg vorbei. Auch Sandro konnte dem nicht entrinnen und litt deshalb sein ganzes Leben lang, es war ein großes, furchtbares Leiden.

„Junge“, sagte Elo manchmal zu ihm, „hör auf den Text. Das ist kein Kirchengesang, es weint auch keiner, einer trifft eine schöne Frau, er spricht zu ihr ... Wo kommt da ein Sarg vor?“

„Ich ertrag das nicht“, flüsterte Sandro, „mir ist total schlecht.“

Elo hatte Verständnis für ihn.

„Und wenn schon“, sagte sie nachdenklich, „unser Nikoliko reagiert allergisch auf Pfirsichhaut. Was ist schon dabei, ist er deshalb etwa ein Idiot? Er schält die Pfirsiche eben. Wo ist das Problem? Und du, Sandro, gehst halt nicht in die Kirche und wirst auch nicht zu meiner Trauerfeier kommen ...“

„Nur, wenn du sterben würdest, mein hässliches Entlein du“, antwortete Sandro, „dann würde ich in schwarzem Leder und Federn kommen! Ich würde sogar Psalmen vor mich hin murmeln! Auf diesen Schultern würde ich dich zum Muchatgwerdi-Friedhof hinauftragen!“

„Die Zunge soll dir in deinem Drecksmaul verdorren!“, beschimpfte ihn Elo. „Benimm dich ordentlich! Mal nicht den Teufel an die Wand, Junge!“

...

Nun ist der Teufel doch gekommen, dachte Sandro. Man hat Elo umgebracht. Ich bin schuld und hab es bis jetzt gar nicht gewusst.

„Jetzt weiß ich es“, sagte er laut.

Das Mädchen beim Fahrstuhl schaute ihn verwundert an. Sandro schaute zurück, streckte ihr die Zunge heraus und nahm die Treppe, langsam und schwerfällig - er hatte einen langen Weg vor sich.

Storchi wohnte in der achten Etage.

Sandro benutzte keinen Fahrstuhl.

„Fahrstühle sind fahrende Särge“, hatte er einmal zu Elo gesagt. „Särge mit besonderen Fähigkeiten. Und stinken tun sie außerdem.“

Nein, kein Fahrstuhl. Zu Fuß.

Sandro wusste, was ihn zwischen der sechsten und siebten Etage erwartete: ein auf kurze Beine genageltes Holzpodest, eine Bank, auf die, seiner tiefsten Überzeugung nach, die Toten des gesamten Treppenaufgangs gelegt wurden und noch viele gelegt werden würden. Sandro fürchtete sich vor der Bank.

„Man könnte das doch auch ohne so 'n Ding hinkriegen“, beklagte er sich bei Elo. „Sieh mal, Gaga hat hundert Jahre lang in Manhattan gewohnt und sagt, er hätte nicht eine einzige Beerdigung gesehen. Was die können, können wir doch auch, oder? Sagen wir, per Internet. *Send to* Kukia und fertig!“

„Und wenn du dich bei der Adresse vertippt hast, was dann?“ Elo war nicht begeistert. „Wie wird Kukia geschrieben, mit K oder C? Das musst du vorher klären, sonst kommt er zurück.“

Meistens schaute Sandro nur auf seine Schuhe, wenn er sich der gefährlichen Etage näherte. Elf Stufen, dann sieben Schritte, dann noch elf Stufen, und wenn bis dahin nichts schiefgegangen war und er sich nicht umgeschaut hatte - auch das war schon vorgekommen -, würde er überleben.

Für heute hatte er überlebt.

Storchis Klingel gab einen undefinierbaren Laut von sich.

„Der Kuckuck und der Esel“, hatte Elo einmal gesagt.

Die bringt mich um, dachte Sandro, als er sich nähernde Schritte hörte.

Und wieder überlebte er: Storchis Mutter öffnete ihm die Tür. In aller Herrgottsfrühe – mit dem Make-up vom Vorabend. „Ein Vogel in weißer Spitze und Chinchillapelz!“, zitierte Elo manchmal ein bekanntes sowjetisches Lied.

„Bist du mit den Hühnern aufgestanden?“, fragte Storchimutter lächelnd. „Komm rein!“

Storchimutter kannte Sandro und liebte ihn auf ihre ganz eigene Art. Das war erstaunlich. Am meisten staunte Storchiselbst.

„Vielleicht glaubt sie, er ist dein Sohn?“, hatte Elo sie einmal gefragt. Sie kannten sich zwar seit tausend Jahren, aber Storchimutter hätte es ihr gegenüber nie zugegeben, und auch wenn Elo sagte, es kränke sie nicht, es wundere sie einfach, es kränkte sie eben doch.

„Sie weiß ja nicht einmal, wer ich bin“, tröstete Storchiselbst sie. „Letzte Nacht hat sie mich rausgeworfen, sie sagte, ich sei ja fertig mit Aufräumen, ich solle jetzt gehen, sie würde mich am Monatsende bezahlen ...“

Storchi fand, und das nicht ohne Grund, dass ihre Mutter an ihrem ganzen Elend schuld war: dass sie Alimbegaschwili geheiratet hatte; dass ihre Tochter ins Kloster abgehauen war; dass sie die Landesgrenzen nur zweimal überquert hatte, einmal, um Alimbegaschwili zu besuchen, und ein zweites Mal, um Niniko zurückzuholen. Beide Male war sie völlig geknickt zurückgekehrt, auch das war Storchimutters Verdienst. Storchi hatte ihre Storchenhaftigkeit der Storchimutter zu verdanken.

„Nur ist sie hübsch, was mir auch nichts genützt hat“, erklärte Storchi, „denn ich bin es nicht.“

Storchi-Mutter tauchte erst ziemlich spät in Storchis Leben auf. Storchi hatte keinen Vater und auch keinen Alimbegaschwili mehr. Sie und Niniko lebten verwaist, sehr ruhig und friedlich, bis eines Tages ...

„Sie kommt her“, hatte Storchi Elo und Magda verkündet, die sie extra zu sich bestellt hatte.

„Wer?“, fragten die beiden wie aus einem Munde.

„Meine Mutter“, war die Antwort.

„Hä?“ Wieder wie aus einem Munde.

Storchi-Mutter kam an und brachte alles durcheinander. Weder Storchi noch Niniko wollten mit Storchi-Mutter zusammenleben, das fehlte gerade noch! Aber Storchi-Mutter wollte zu ihnen. Storchi gewöhnte sich an, jede Nacht zu weinen, Niniko hingegen schaute die Oma an, schaute sie immerzu an, und nach einem Monat war sie wie verwandelt und hatte sich zu einem schwierigen Teenager entwickelt.

„Sie wäscht sich nicht mehr“, klagte Storchi, „und lackiert sich die Fingernägel schwarz.“

„Ist doch gut“, mischte sich Magda ein, „dann sieht man den Dreck nicht.“

Aber Magda konnte Storchis Elend sehr gut verstehen, und einige Monate später fuhr Niniko gewaschen und mit geschnittenen Fingernägeln nach Europa, um auf zwei blonde, wohlerzogene Kinder aufzupassen und die Sprache zu lernen.

„Und um zur Besinnung zu kommen“, warf Storchi ein.

„Magdalene, das werd ich dir nie vergessen!“

Niniko kam keinen Monat später zurück. Sie war rausgeworfen worden, weil ein blonder Engel am Tisch gerülpst und sie ihm dafür eine Ohrfeige verpasst hatte.

„So ein Saugör“, rechtfertigte sich Niniko.

Elo lachte sich tot, Magda schwieg rücksichtsvoll, nur Storchi sagte:

„Da hast du's, ich bin verloren.“

So war es auch. Storchi war verloren.

Storchi dachte täglich daran, Storchi-Mutter umzubringen. Sie stellte sich das in verschiedenen Varianten vor: aus dem Fenster werfen, mit verdorbenem Fisch vergiften, den Fön in die Wanne werfen ... Aber sie brachte es nicht übers Herz. Nicht mal streiten konnte sie mit ihr - erst, als bei der Mutter fortschreitende Demenz einsetzte.

„Eines weiß ich von meinem Vater“, sagte Storchi einmal zu Elo, „er hat es mir erzählt. Das war, als ich ihm sagte, dass ich sie zwar gar nicht kennen, aber total hassen würde - weil sie ihn so hat verbittern lassen ... Du erinnerst dich doch, wie glücklich wir vorher lebten? Damals sagte Vater, ich solle so etwas nicht mehr sagen, und erzählte mir Folgendes: Während des Krieges, irgendwo in der Ukraine, gab es eine große Hungersnot, und sie“ - Storchi wies zur Tür, hinter der Storchi-Mutter, die neapolitanische Lieder liebte, „Santa Lucia“ sang - „war damals natürlich noch sehr jung, und ein deutscher Koch nahm sie als Tellerwäscherin auf. Der war zwar ein Faschist, hat sie aber immerhin gerettet. Er war also ein guter Kerl. Es war verboten, Einheimische, oder generell Slawen, aufzunehmen; Vater erzählte, manche hätten slawische Frauen nicht mal vergewaltigt, sie hätten sie nicht als Menschen angesehen

oder so ähnlich, eher als Tiere ... Na, jedenfalls gab ihr der Koch Arbeit und reichlich Essen, und sobald jemand in die Küche kam, versteckte er sie in einem komischen, großen Kessel. Und wenn die Arbeit erledigt war, gab er ihr die Abfälle, als ob er sie als Müllfrau eingestellt hätte, und tat ihr irgendwelche Sachen und vor allem Essen hinein, das sie mit nach Hause nehmen durfte. Sie musste es bloß in den Müll werfen, und damit an der Tür keiner was merkte, musste sie dort nur die große Tüte, den Sack oder was auch immer seelenruhig öffnen und sagen: *Schmutz*. Dabei durfte nur der Abfall zu sehen sein. So machte es meine Mutter und überlebte, und sorgte so auch für ihre Mutter und die große Schwester. Nur, dass der Koch ihr eines Tages Butter schenkte, und sie dachte, Butter, wie toll! Kannst du dir vorstellen, was Butter für sie bedeutet haben musste?! Und dann dachte sie, wenn ich sie zum Abfall tue, muss ich hinterher so viel abputzen und wegwerfen, deshalb wickelte sie sie in Papier, diese trottelige Person. Ausgerechnet an dem Tag stand ein penibler Schnüffler an der Tür, stocherte in ihrem Müll herum und fand die Butter. Sie hätte sie gestohlen, behauptete er. Sie konnte ja schlecht sagen, der Koch hätte sie ihr geschenkt, man brachte sie raus und verprügelte sie brutal. Dann hielt man sie wahrscheinlich für tot und ließ sie gleich dort liegen, aber sie war nicht tot, dieser Nichtsnutz, sie kroch sogar bis nach Hause ... Seit sie bei uns ist, bin ich voller Hass, Elo, aber was soll ich machen? Ständig erinnere ich mich daran, dass sie mal klein war und wie sie sich im Kessel versteckte. Und dann kann ich ihr nichts zuleide tun. Zum Glück, wenn du mich fragst.“

Storchi-Mutter fühlte sich nicht einfach nur normal, sie fühlte sich blendend, und bis Niniko ins Kloster ging, lebten also die drei Storchis zusammen, eine glücklich, eine wütend, eine verbittert.

Storchi-Mutter nannten sie nur hinter deren Rücken Storchi – immerhin war sie eine alte Dame, und ohnehin konnte man nie wissen, welche Reaktion bei ihr zu erwarten war. Wenn die nächsten Angehörigen Niniko so zu nennen wagten, falls überhaupt jemand sie ansprach, konnte diese richtig zornig werden, eine echte Tochter ihres Vaters, außerdem war sie, abgesehen von ihrer Storchenhaftigkeit, ein hübsches Mädchen, und ein hübsches Mädchen Storchi zu nennen, ging ja wohl gar nicht. Unsere Storchi jedoch war einfach nur Storchi: dünner als dünn, hochgewachsen und langnasig, mit traurigen Augen. Storchi erinnerte sich nicht mehr an ihren richtigen Vornamen, und so nannte sie sogar ihre eigene Tochter Storchi.

„Wie ruft dich deine Mutter?“, fragte Sandro sie einmal.

„Meine Mutter ruft mich gar nicht“, antwortete ihm Storchi.

Das war nicht gelogen. Storchi log nie.

Auch jetzt sagte sie die Wahrheit:

„Ich sterbe.“

Storchi saß auf dem riesigen Bett in ihrem Zimmer, zerzaust, zerknittert, mit dunklen Augenringen. Auf der nackten Brust hatte sie hundert Halsketten hängen – offenbar hatte sie es nur noch geschafft, das T-Shirt auszuziehen, und war so eingeschlafen wie sie war, mit Jeans, Schmuck und Sandalen. Die Perlen einer zerrissenen Kette waren über das ganze Bett verstreut.

Storchi hatte einen Kater.

Sandro war entsetzt.

„Du hast getrunken!“

„Ja“, antwortete Storchi.

„Warum?“

Storchi hob die Hand.

„Ich bitte dich, fang nicht damit an ...“

Bevor Sandro den Mund aufmachen konnte, klingelte Storchis Telefon, und Sandro konnte förmlich sehen, wie der erbarmungswürdigen Storchi der arme, trunkene Kopf platzte.

„Es ist Gaga“, stöhnte Storchi „meine Güte, aah!“

Der Typ brüllte so laut, dass sogar Sandro es hören konnte.

„Man hat sie umgebracht!“ - „Wen?“ - „Meine scheußliche, faule, verlogene ...“ - „Was sagst du da?“

Storchi warf das Telefon aufs Bett und schaute Sandro an.

„Willst du nicht wissen, was er mir gesagt hat? Weißt ja, der ist völlig durchgedreht.“

Sandro schwieg.

„Na? Ey! Junge!“ Storchis Gesicht glühte.

„Ja“, sagte Sandro.

„Was - ja?“

„Man hat sie umgebracht.“

„Elo?“

„Ja.“

„Wie denn?“

„Zuhause. Mit dem Bügeleisen.“

„Welches Bügeleisen? Woher hatte sie denn ein Bügeleisen?“

„Das gusseiserne. Das Bügeleisen von der Eisenbahn.“

„Dieses bescheuerte Ding, das Gaga ihr geschenkt hat?“

„Ja.“

„Wer hat sie umgebracht?“

Sandro schwieg.

„Erzähl keinen Scheiß!“

„Was hast du denn gedacht?“

„Was soll ich denn gedacht haben?“, schrie Storchi auf.

„Nicht was – wer, Junge! Wer würde sowas denn sonst tun! Was schaust du mich so an? Ja! Ich hab´s ihr doch gesagt!!“

„Brüll nicht so!“, schrie Sandro auf. „Was gibt es da zu brüllen!“

„Was es da zu brüllen gibt? Meine Güte! Ach Elo, du Arme!“

Storchi krallte die Hände ins Haar und fing an, sich hin- und herzuwiegen. Sandro setzte sich neben sie, erst seitlich, dann kroch er mit Turnschuhen aufs Bett und legte die Arme um sie.

„Ach du meine Güte!“, jammerte Storchi.

...

Wenig später hatte sich Storchi etwas gefasst. Sandro erzählte, und Storchi wiegte sich nur hin und her, korrigierte ihn nicht, noch stritt sie mit ihm – sie wiegte sich nur hin und her.

„Bist du fertig?“, fragte sie dann.

Sandro nickte.

„Gut.“ Storchi richtete sich auf. „Ich werde mich jetzt waschen ... Wenn ich nicht gestorben bin. Ja.“ Storchi schaute auf ihre Füße hinunter und schloss ganz fest die Augen, öffnete sie dann sehr langsam wieder und schüttelte den Kopf. „Herrje. Also. Du bleibst hier. Tu, was du willst, sie wird dich nicht stören, schau nur ab und zu nach ihr, damit

sie nichts anstellt. Um drei kommt Toma, und dann bist du entlassen. Was wollte ich doch gleich? Ach ja: Ich wasche mich jetzt, ziehe mich an, rufe diesen Typen an und nehme ihn mir vor. Ja, den, deinen Wato. Soll er mich doch befragen. Dieser Dummkopf. Denkt, er hätte Tschikatilo den Serienmörder aufgespürt ..."

„Storchi ...“, sagte Sandro. „Und wenn er es dir in die Schuhe schieben will?“

„Was denn?“ Storchi hob langsam den Kopf und richtete den Blick auf Sandro.

„Übrigens - wenn du wüsstest, wie du aussiehst!“ Das hatte sich Sandro nicht verkneifen können. „Na, die Sache mit Elo.“

„Kann er nicht.“ Storchis Stimme klang brüchig. „Mir was in die Schuhe schieben? Der wird den Teufel tun!“

Storchi hatte ein Alibi. Als Zeugen für den gestrigen Tag hatte sie nicht weniger als fünfzig Leute, und nicht einer von ihnen würde diese Nacht vergessen, in der eine Frau weit jenseits der Vierzig sich in aller Öffentlichkeit blamiert hatte.

Sie selbst erinnerte sich nur bruchstückhaft, aber das wenige, woran sie sich erinnerte, war niederschmetternd genug: Sie hatte aus einem fremden Cocktail auf dem Tisch die Eiswürfel genommen, war auf die Toilette gegangen und hatte sich damit vor dem Spiegel auf den Brustwarzen herumgestrichen - war sie etwa nackt gewesen? Mannomann, Storchi ... Sie hatte sich gemeinsam mit den Musikern hingestellt und „Love me two times“ gesungen - mein Gott, hab ich etwa das Solo übernommen? Das hab ich nicht gewollt! Storchi konnte sich nicht erinnern, von wem und wie sie nach

Hause gebracht worden war, sie wunderte sich sehr, dass sie im eigenen Bett aufgewacht war und nicht im Sarg ...

„Sarg wäre mir lieber gewesen, wäre ich doch nur gestorben!“, erklärte sie Sandro weinend vor lauter Scham und sich in den Zipfel des Bettlakens schneuzend.

„Was soll ich nur tun?“ Sandro dachte nach. „O Gott, was mach ich denn jetzt nur?“

Storchi hingegen weinte, beweinte Elo, Niniko und ihre eigene Storchenhaftigkeit. Sie weinte und weinte, und niemand konnte sie mehr beruhigen.

Drittes Kapitel

In der oberen, kleinen Schublade von Elisos Kommode kam neben anderem geschäftlichen und sinnlosen Papierkram auch eine Postkarte aus dem vergangenen Jahrhundert zum Vorschein, mit Engeln darauf, verwahrt in einem ebenfalls mit Engeln bedruckten Umschlag, der seinerzeit vorsichtig geöffnet worden war. Auf beide Seiten der Karte waren liebevoll winzige, runde Buchstaben gemalt. Die Aufschriften waren mit rosigen Engelpopos verziert, und rosafarbene Bänder gaben Sprüche zum Besten:

Eene meene mei - Storchis Nase reicht für drei!

Elo auf der Weihnachtsfichte - das macht den ganzen Baum zunichte!

Elisabeth - du bist fett!

Unglaublich, wie viel Unsinn man auf eine so winzige Postkarte schreiben kann ...

Mädels! Mir geht's super! Was für eine Stadt, Ihr wärt von den Socken! Ich hab auch ein eigenes Zimmer, vom Fenster aus sieht man den Kirchturm, und ich brauche keine Uhr, weil ich die Turmuhr sehen kann. So verspäte ich mich nie. Sobald ich mit dem Studium anfangen werde, bekomme ich auch eine Arbeitserlaubnis. Elo, hier laufen geile Jungs rum! Ich muss Dich mal hierher mitnehmen, Herzchen, was für einen willst Du, groß, klein, schwarzhaarig,

blond ... Storchi, schreib mir doch mal, was bei Dir so abgeht! Niniko! Ich vermisse Euch sehr - schreibt mir doch auch, auf dem Umschlag steht die Adresse, wird schon bei mir ankommen. Magda

Und um den ganzen Text herum mit roter Tinte gemalte Engel. So ist Magda.

...

Erst ging der Vater weg, kurze Zeit später die Mutter. Ein Jahr später folgte ihnen Magda.

„Euch werde ich auch mitnehmen“, stellte Magda Eliso und Storchi in Aussicht.

„Jaja“, sagte Eliso „komm du nur erst mal wieder, und dann kannst du uns ja mitnehmen.“

„Klar komm ich wieder!“

Sie kam auch wieder, nur nahm sie niemanden irgendwohin mit - sie blieb da.

Magda konnte gut erzählen. Immer wusste sie alles, erinnerte sich an alles, und obwohl ihre Einschätzung der Ereignisse hinkte, war sie Meisterin in der Beschreibung der Fakten. Meist begann sie: „Aaaalso...“ und erzählte in allen Details, sie ließ nichts aus.

„Hach, aus ihr wäre eine gute Spionin geworden“, sagte Eliso einmal bedauernd.

„Du sagst es“ - Storchi hieb in dieselbe Kerbe - „Mata Hari aus Tschughureti.“

Wie gesagt, Magda zog nach Europa, zu den Eltern und zum Studieren, mit ein klein wenig gefälschten Papieren und großen Hoffnungen. Die neue Stadt gefiel ihr sehr ...

„Schon nur die Springbrunnen!“

Die Eltern fanden ein wunderschönes Haus und Arbeit. Der Professor ließ Magda vorsprechen und meinte, sie sei ein fabelhaftes Mädchen. Die Sprachprüfung legte sie zu ihrer eigenen Verwunderung ohne Probleme ab. Kurzum, für Magda lief alles fantastisch.

Bis zum Semesterbeginn waren es noch ein paar Wochen und Magda spazierte durch die Stadt, verjubelte das Geld, das ihr Vater ihr vor Freude über ihren Erfolg geschenkt hatte, und schaute sich staunend um. Sie war sehr zufrieden.

Eines Tages kam ihr zu Ohren, dass eine der Kirchen offenbar etwas ganz Besonderes sei. Angeblich gab es darin eine ganz besondere Orchel -

„Nicht Orchel - Orgel!“, verbesserte Storchi.

Ob sie nun aber aus sieben Teilen bestand oder es gar sieben Orgeln waren, verstand Magda erst nicht so richtig. Also schlenderte sie in die Kirche und sah sich um, konnte jedoch nichts Genaueres herausfinden, war aber umso mehr beflügelt.

Als sie herauskam, sagte ein alter Mann zu ihr, sie solle abends wiederkommen, da könne sie sogar ein Konzert miterleben. Barockmusik, gespielt auf einer Barockorgel, das werde ein außergewöhnlicher Abend, und danach könne er sie mit hoch nehmen und ihr die Orgel zeigen. Sie sagte zu und kam am Abend aufgebrezelt in die Kirche.

„Das kann ich mir vorstellen.“ Storchi grinste. „Weißer Kragen, weiße Schleife ...“

„´nen Stock im Arsch, aber Glühwürmchen im Herzen“, bekräftigte Eliso.

Gemeinsam mit ein paar verirrten Touristen saß Magda in der Kirche, lauschte der Musik und dachte bei sich, wie glücklich sie doch sei. Sie war sehr froh, dass sie ihre neue weiße Bluse angezogen hatte – weiß wie Schnee, ebenso weiß bestickt, und genauso war ihr Kopftuch, weiß, bestickt, mit Fransen. Hin und wieder zupfte Magda das Kopftuch zurecht und sinnierte darüber, dass außer ihr niemand sonst den Kopf bedeckte – ach, diese Ungläubigen! –, und gefiel sich selbst umso besser. Magda freute sich, dass sie einfach so allein hingegangen war, dass es großartige Musik zu hören gab, und danach würde sie die Orgel sogar besichtigen und der Alte, der die Orgel spielte, würde die schöne Magda gleich erkennen und sagen: „Bist du nicht das Mädchen, das heute früh schon mal hier war? Soll ich dich spielen lassen?“ Und Magda würde anfangen zu spielen.

„Wie das denn?“, wunderte sich Eliso.

„Sie hielt es einfach für ein Klavier mit Pfeifen!“, erklärte Storchi. „Stimmt´s oder hab ich Recht?“

Magda saß wie alle anderen mit dem Rücken zur Orgel und schaute auf den Altar. Weiße Wolken, Engel, die heilige Jungfrau ... „O Gott, wie wunderschön“, dachte Magda, und weil sie ein frommes Mädchen war, fing sie an zu beten: „Allmächtiger Gott, mach, dass ich gesund bleibe und meine Eltern auch. Vielen, vielen Dank, dass alles so gut klappt. Gib mir, Gott, deinen Segen, und wenn du möchtest, könntest du mir einen Wunsch erfüllen. Wie du weißt, bin ich in niemanden verliebt, Gott, und du könntest machen, dass ich vielleicht einen netten Jungen treffe. Ach, wie sehr ich ihn lieben würde! Gott, hilf mir, und wenn du meine Bitte nicht gutheißt, dann erfülle sie mir eben nicht. Es ist bloß

gerade alles so schön, und was wäre schon dabei, wenn ich mich in jemanden verlieben in würde ..."

Das Konzert war zu Ende. Die Leute erhoben sich. Auch Magda stand auf, nahm ihr Kopftuch ab – das Haar und die Ohrringe kamen zum Vorschein – und stieg zusammen mit anderen verbliebenen Besuchern die enge, verwinkelte Treppe hinauf. In jedem Winkel brannte eine Fackel – es waren zwar Glühlampen, sie sahen aber aus wie Fackeln –, der Duft von Weihrauch hing in der Luft und ein paar Akkorde erklangen, leise. „Meine Güte, wie schön!“, dachte Magda.

Oben erwartete sie – die Orgel. Irgendwie komisch, weil es hieß, es seien sieben Orgeln, aber es war trotzdem eine Orgel, riesig, großartig, genauso wie die Stadt. An der Orgel auf einem kleinen Schemel saß ein junger Mann, ein Junge, und bei dessen Anblick wurde Magda ganz schwindelig.

„Wie war er denn so, klär mich auf“, hakte Eliso nach.
„Groß oder klein, dick oder dünn?“

„Was weiß ich ...“ – Magda zuckte die Schultern –
„außergewöhnlich!“

Offenbar war es der Junge gewesen, der so traumhaft gespielt hatte und nicht der Alte. Der außergewöhnliche Junge sollte daraufhin etwas über die Geschichte seines Instrumentes erzählen, was er auch tat, und er zeigte ihnen sogar, wie alles funktionierte, und Magda begriff zweierlei Dinge: dass eine Orgel absolut kein Klavier ist und dass Gott ihr den Jungen geschickt hatte. Sie hatte ihn darum gebeten – und er hatte ihn geschickt.

„Ach du Schande!“, entfuhr es Eliso.

„Na und?“, sagte Storchi verteidigend. „Unverhofft kommt oft!“



Ana Kordsaia-Samadaschwili, geb. 1968, lebt und arbeitet als Autorin, Übersetzerin und Kulturjournalistin in Tbilissi. Außerdem lehrt sie an der Ilia State University in Tbilissi Literaturwissenschaft.

Ihre ausdrucksstarken und emotionalen Erzählungen und Kurzgeschichten über Männer und Frauen, Liebe und Hass, Sex und Enttäuschung sind leicht überspannt und ein wenig zynisch und finden gerade deshalb den Weg zum Leser. Ana Kordsaia wurde mit verschiedenen georgischen Literaturpreisen ausgezeichnet. Außerdem übersetzt sie aus dem Deutschen ins Georgische, namentlich Cornelia Funke und Elfriede Jelinek, für deren Übersetzung der „Liebhaberinnen“ sie vom Goethe-Institut Tbilissi ausgezeichnet wurde.

Preise: 2013 Preis der Ilia State University für den besten georgischen Roman 2012-2013 („Wer tötete Tschaika“); 2008 SABA-Preis für die beste Übersetzung; 2003 SABA-Preis für das beste Debüt.

Werke

- Win mokla tschaika (Wer tötete Tschaika), Roman, 160 S., Bakur Sulakauri 2013. Erscheint 2016 auf Deutsch beim Schiler Verlag, Berlin.
- Schuschanikis schwilebi (Schuschaniks Kinder), Roman, 120 S., Bakur Sulakauri 2011
- Me, Margarita (Ich, Margarita), Kurzgeschichten, 184 S., Bakur Sulakauri 2005. Auf Deutsch erschienen bei Schiler Verlag, Berlin 2013; auf Englisch bei Dalkey Archive Press, Dublin/London 2015.

Über „Wer tötete Tschaika“

Die Heldinnen und Helden dieses Romans mit all ihren Verrücktheiten und Gefühlsausbrüchen sind liebenswert wie Almodóvar-Figuren. MALCHAS CHARBEDIA, Literaturkritiker

Über „Ich, Margarita“

„Ich, Margarita“ spielt in einer sehr heutigen, urbanen Welt, ist frech, überdreht, eine burschikose Plappermaschine, hat eine raue, spröde Haut, hinter der sich ein großes Herz verbirgt, handelt von Männern, Frauen, Sex, Hass, Alltag, Arbeit, Tohuwabohu und liest sich ein bisschen wie die Variante einer Erzählung von Lily Brett. Als Filmregisseur wäre Almodóvar keine schlechte Wahl.

PETER ERTLE, *Schwäbisches Tagblatt Tübingen*

Die Georgierin Margarita avanciert zu einer der stärksten Frauenfiguren in der Literatur seit Jahren. Dabei wirkt sie in ihrer unkomplizierten, offenen Art emanzipierter als jedes feministische Konstrukt, bleibt zudem aber auch glaubwürdig ... Dass – wie in einer Kurzgeschichte mit dem passenden Titel „Warten auf die Barbaren“ thematisiert wird, wie georgische Kultur nach und nach verschwindet und von europäischen und russischen Standards ersetzt wird, zählt zu den schlimmsten Erfahrungen, die Margarita macht. ... Diese Thematik macht das Werk zu einem unvergleichlichen Erlebnis, das einen gleichzeitig fasziniert und befremdet. Welchen Geschmack hat Zynismus? Und welche Farbe besitzt Desillusionierung? „Ich, Margarita“ ist taubenblau und schmeckt erfrischend bittersüß. EMIL FADEL, *octopus-magazin*

Challenging, contemporary short stories with sharp feminist commentary ... Kordzaia possesses such dexterity with tone and structure that the book's 22 tales feel like raunchy, visceral oral history cloaked in an array of fictional forms. ... Many stories are monologues with fine twists, equal parts comedy and pathos. The dialogue rivals Beckett ("There, In the North") for existential hilarity, and in cooler moments, the prose is reminiscent of Jean Rhys. *Kirkus Review*

In almost every one of these discursive stories, the wit and selfawareness of the narrators hints at the difficulties they've endured without a lick of self-pity. With great skill, Kordzaia-Samadashvili brings readers into the kitchens, bedrooms, and hearts of these coarse, forthright women. *Publishers Weekly*